

Nicolas Ancion

Der 35-Milliarden-Mann

Aus dem Französischen von Patricia Fridrich

Deutsche Erstausgabe

© Schruf & Stipetic GbR, Berlin 2017

www.schruf-stipetic.de

Titel der Originalausgabe: L'homme qui valait 35 milliards

© 2009 Nicolas Ancion

ISBN: 978-3-944359-41-0

„Monsieur Mittal, ist es nicht üblich, dass Firmen einen Teil des Gewinnes ausschütten, *nachdem* die Anteilseigner investiert haben?“

„Ja, das ist üblich.“

Der Journalist atmet tief durch. „Und warum machen Sie es dann andersherum? Sie verteilen Dividenden an die Aktionäre, während Sie die Belegschaft entlassen, Werke schließen und die Produktion nur in den kostengünstigsten Ländern belassen.“

Mittal lächelt nachsichtig und wartet ab.

„Einerseits verteilen Sie Gewinne, andererseits erzählen Sie der ganzen Welt, wie schlecht es der Stahlindustrie gehe und dass Sie genötigt seien, Unternehmen zu schließen. Das passt nicht zusammen.“

Der Unternehmer lehnt sich immer noch lächelnd zurück. „Das war schon immer die Essenz der privaten Unternehmensführung: Aktionäre muss man entlohnen. Wenn Sie einen Wert schaffen wollen, müssen Sie ständig unter Beweis stellen, dass Sie Dividenden erwirtschaften können, um das Vertrauen der Aktionäre aufrechtzuhalten, denn ohne sie ist ein Konzern wie der meine nichts.“

„Einen kleinen Unterschied gibt es aber, Monsieur Mittal. Im Falle des Konzerns, den Sie leiten, sind Sie selbst der größte Aktionär. Sie stellen es so dar, als ginge es um das Vertrauen der Aktionäre,

aber die Dividenden mehrten vor allem Ihr eigenes Vermögen und das Ihrer Familie. Über die letzten zehn Jahre hat genau dieser Mechanismus Ihr Vermögen enorm gesteigert.“

*

Bis der Polizist die Papiere überprüft und sie dem Fahrer im Jeep zurückgegeben hat, vergehen gut fünf Minuten. Währenddessen starren die Leibwächter auf die Autos, die dicht an dicht über die Avenue rasen. Der Wagen des Fernseheteams könnte längst überall in Brüssel sein. Der Leibwächter am Steuer greift nach dem Mobiltelefon. Noch vor dem ersten Klingelzeichen meldet sich die Mobilbox. Dem Fahrer bricht der Schweiß aus.

*

„Sie haben eine merkwürdige Art, Fragen zu stellen. Ist das ein Interview fürs Fernsehen? Ich habe eher das Gefühl, mit einem sturen Gewerkschaftler zu sprechen.“

Der Journalist lächelt.

„Sie mögen keine Gewerkschaften, stimmt's, Monsieur Mittal? Sie glauben, dass man ohne sie schneller vorwärtskommt?“

Die Stimme des Journalisten ist nicht mehr wohlwollend und der Unternehmer entgegnet barsch: „Träumen Sie tatsächlich noch von der großen Revolution? Dass man die Firmenbosse an ihren Eingeweiden aufhängen wird und dass die braven Arbeiter, was sage ich,

die heiligen Arbeiter, alle ins Paradies marschieren? Man hat mir nicht gesagt, dass Sie von einem linken Fernsehsender kommen!“

Unangenehme Stille macht sich im Wagen breit. Aber sie hält nicht lange an, denn Mittal legt nach. „Ich maße mir nicht an, Ihnen zu erklären, wie man eine Reportage macht oder ein Interview führt. Daher sollten Sie sich auch nicht in die Führung meiner Geschäfte einmischen.“

„Entschuldigen Sie, Monsieur Mittal, ich habe nur Fragen gestellt und wollte Ihnen nicht zu nahe treten.“

„Sie treten mir nicht zu nahe, Sie rauben mir meine Zeit. Wenn Sie antikapitalistische Propaganda verbreiten möchten, machen Sie das ohne mich. Lassen Sie mich hier raus, ich werde die Fahrt in meinem eigenen Wagen fortsetzen.“

„Ich fürchte, Monsieur Mittal, Ihre Leibwächter sind nicht mehr hinter uns.“

Lakshmi Mittal dreht er sich langsam um. Hinter ihnen fährt ein blaugrauer Ford *Ka* mit einer Blondine am Steuer. Der Geschäftsmann blickt nach rechts und links, durchforstet die Stadtlandschaft mit all ihren Fahrzeugen. Der Jeep hat sich in Luft aufgelöst.

2

Mittal wird blass. Aber er zieht die Ärmel straff, rückt seine Krawatte zurecht und verkündet mit honigsüßer Stimme: „Also bin ich

wohl dazu verdammt, mit Ihnen weiterzufahren. Es wäre mir sehr recht, wenn ich mein Mobiltelefon wieder einschalten könnte, um mich nach dem Verbleib meines Begleitdienstes zu erkundigen.“

„Bei dem Verkehr hier in Brüssel ist es nicht immer leicht, einem Fahrzeug zu folgen.“

„Meine Begleiter folgen mir überall auf der Welt, und sie sind wesentlich schlimmeren Verkehr gewohnt.“

„Es liegt nicht am Verkehr“, murmelt der Fahrer.

„Was sagst du da, Raymond?“, fragt der Journalist.

„Ein Motorrad hat sie in der Rue Belliard abgefangen. Ich habe es im Rückspiegel gesehen.“

„Und Sie haben nichts gesagt?“, fragt Mittal entsetzt.

Der Fahrer bremst und dreht sich um. „Ich bin doch nicht Ihr Laufbursche! Sollte ich etwa eine Fernsehaufzeichnung unterbrechen?“

„Sie sehen doch, dass das Interview beendet ist“, wendet der Unternehmer ein.

„Als die Bullen Ihre Eskorte angehalten haben, war es noch im Gang.“

Der Journalist sieht unschlüssig von einem zum anderen. Dann schlägt er vor: „Lassen Sie uns einfach mit den Fragen weitermachen.“

„Meine Begleiter rufen mich in maximal einer halben Stunde an, wenn sie es nicht schon getan haben. Darf ich meine Telefone endlich wieder einschalten?“, fragt Mittal.

„Noch nicht“, beharrt der Journalist, greift nach den beiden Telefonen des Unternehmers und legt sie auf den Vordersitz. „Könnten

Sie unseren Zuschauern bitte erläutern, warum in einer Welt, die immer mehr Autos, Kühlschränke, Computer, Straßenbahnen und Züge produziert, insbesondere um China und Indien damit zu versorgen, warum in einer solchen Welt die globale Nachfrage nach Eisen zurückgehen sollte?“

Lakshmi Mittal hüstelt, reibt mit seinen Händen über die Oberschenkel und schließt kurz die Augen. „Die Nachfrage nach Eisen geht tatsächlich zurück, insbesondere in den letzten Monaten ...“

„Weil sie noch nie so stark angestiegen ist wie in den letzten Jahren.“

„Sie lassen mich nicht ausreden.“

„Sie haben recht“, erwidert der Journalist, „entschuldigen Sie.“

*

Du wohnst im hässlichsten Viertel der Welt, das sagst du dir schon, seit du mit deiner Frau dort hingezogen bist, aber du dachtest, es sei nur fürs Erste und dass du bald etwas Schöneres finden würdest, dann hast du den Kredit für den Geschirrspüler aufgenommen, für die Mikrowelle, für den Farbfernseher mit Fernbedienung, dann für einen größeren Bildschirm, danach für einen Flachbildschirm, ganz zu schweigen von dem Heimkino und dem Kabelanschluss. Mit jedem neuen Objekt hast du dich fester an dieses Haus gekettet, wurdest zum Gefangenen dieser Arbeiterstraße, der braunen Ziegel, der bis zum Horizont gleichen Fassaden, kleinen Gartenparzellen zum Depressionsabbau mit Blick auf die Parzellen der Nachbarn.

Dies ist dein Eckchen Paradies inmitten der Hölle, die du auch dann nicht mehr verlässt, wenn du nach Hause kommst. Es regnet fast immer, und wenn die Sonne wieder scheint, dann bedeckt der Staub der Kokerei oder des Stahlwerks deine fünfzehn Quadratmeter Garten. Du hast schon daran gedacht, dich in die Maas zu stürzen. Aber du hast Kinder, und du liebst diesen Fluss, du beobachtest, wie er fließt, stoisch zwischen den Industrieanlagen, und du beruhigst dich, du bist ein Lastkahn, ein Schlepper, ein Stocherkahn, der nach Holland oder zum Kanal Albert fährt, du träumst von einem Boot, einem schwimmenden Zuhause, mit dem du von Brücke zu Brücke fährst, auf den großen Strömen Europas, bis nach Italien, um endlich das Dorf zu sehen, oder das, was von dem Dorf übrig geblieben ist. Während die Wäsche an der Leine zwischen Reling und Mast trocknet, pfeifst du, hörst, wie die Zeit vergeht, in Richtung Meer verfliegt. Du träumst, du träumst immer noch, wenn du zur Arbeit gehst, du willst hier raus, aber du kannst nicht. Du kommst ja kaum über die Runden, wenn du das ganze Jahr arbeitest; solltest du einmal aufhören, bist du tot. Du stellst dein Auto auf dem Parkplatz ab und steigst schwerfällig aus.

*

Nach ein oder zwei Standardfragen nimmt das Interview wieder eine unangenehmere Wendung für Mittal.

Direkt in die Kamera stellt der Journalist schließlich eine Frage, auf die er keine Antwort erwartet: „Sie finden es also nicht unehrenhaft,

Monsieur Mittal, wenn man sein Vermögen auf dem Rücken tausender Menschen verdient, die sich abrackern, und diese Menschen dann als Argument vorschiebt, um sich in der ganzen Welt über die Rechtssysteme hinwegzusetzen? Im Grunde zeichnen Sie sich nicht durch außergewöhnlichen Geschäftssinn aus, sondern durch eine außergewöhnlich zynische Moral. Sie sichern sich persönliche Vorteile und verpacken das Ganze in fadenscheinige Argumente ...“ Mittal antwortet nicht. Er schnaubt nur abfällig.

„Fahren Sie mich nach Luxemburg, und ich werde so tun, als hätte ich diese Verleumdungen nie gehört.“

Der Journalist frohlockt. Dass Mittal plötzlich so kurz angebunden ist und eingeschnappt an seinen Manschettenknöpfen herumspielt, zeigt, dass er ihn dort getroffen hat, wo es weh tut.

„Fahren Sie mich nach Luxemburg und vergessen wir den Rest. Es ist besser für uns alle, wenn dieses Interview nicht gesendet wird.“ Mittal legt dem Journalisten die Hand auf die Schulter, leicht, aber bestimmt. „Wenn ich sage: wir, meine ich mich, das versteht sich von selbst, aber insbesondere meine ich damit Sie.“

Dieses letzte Wort, mit Nachdruck gesprochen, wie losgelöst vom Rest des Satzes, scheint eine Ewigkeit zu brauchen, bis es die Ohren des Journalisten erreicht. Als stünde die Zeit still. Wie ein Fußball, der mit unglaublicher Wucht von der Fußspitze des gegnerischen Spielers abprallt und unter dem starren Blick des Torwarts Stunden braucht, um im Netz zu landen. Das *Sie* dringt durch das linke Ohr in seine Gehörwindungen, bringt die Knorpel und das Trommelfell

zum Vibrieren, das Nervensystem verlängert die Bewegung und leitet sie ins Gehirn, wo die Reaktion nicht auf sich warten lässt.

„Könnten Sie das bitte vor der Kamera wiederholen? Ich habe das Gefühl, Ihnen ist nicht bewusst, dass dieses Gespräch aufgezeichnet wird.“

„Sie sind derjenige, der hier etwas nicht begreift. Ohne meine Genehmigung werden Sie dieses Interview nie senden. Wenn Ihnen Ihr Job lieb ist.“

Eine bleischwere Stille füllt den Wagen, nur der Motor dröhnt, als laufe er auf Hochtouren, um das ganze Gewicht von der Stelle zu bewegen. Es ist warm, der Himmel grau. Die Zeit fliegt vorbei, aber in die Gegenrichtung.

In dem weißen Wagen ziehen sich die Minuten unendlich hin. Die beiden Männer schauen sich nicht einfach nur an, sie taxieren sich. Als wären sie kurz davor, aufeinander loszugehen und sich die Köpfe oder Zähne einzuschlagen.

Schließlich ergreift der Journalist das Wort, seine Stimme klingt ruhig, fast versöhnlich: „Was hatten Sie gehofft, Monsieur Mittal, als Sie sich zu diesem Gespräch bereiterklärt haben? Dass ich genauso wie all die anderen Journalisten vor Ihnen auf die Knie falle und Ihnen die Füße küsse? Haben Sie ernsthaft angenommen, dass wir beide die gleichen Wertvorstellungen haben? Dass ich so dumm bin zu glauben, der Profit einiger Weniger diene dem Wohle der Allgemeinheit?“

Mittal hat aufgehört, mit seinen Manschettenknöpfen zu spielen. Er streicht mit der Hand über den Griff der Wagentür. Das Fahrzeug

fährt mit 120 Stundenkilometern auf der linken Spur. Will er während der Fahrt aus dem Auto springen? Oder will er nur überprüfen, ob es im Notfall noch einen Ausweg gibt?

„Es ist viel zu heiß in diesem Wagen. Sind sie sicher, dass die Klimaanlage funktioniert?“, wendet er sich an den Fahrer.

„Beantworten Sie meine Frage, Monsieur Mittal. Warum sollte ein einfacher Journalist wie ich denken wie einer der mächtigsten Industriebosse des Planeten? Wir leben nicht in der gleichen Welt, Sie und ich.“

Mittal richtet seinen Blick auf die Laternenmasten, die mit hypnotischer Regelmäßigkeit vorbeiziehen. Sein Gesichtsausdruck verrät nichts.

„Sie haben Ihren Sohn zum Finanzdirektor Ihres Imperiums ernannt, Ihre Tochter haben Sie mit einem erfolgreichen indischen Geschäftsmann verheiratet, für die Hochzeit haben Sie mehr Geld ausgegeben als meine Nachfahren in drei Generationen verdienen werden. Wir wohnen auf dem gleichen Planeten, wir atmen die gleiche Luft, aber damit wären die Gemeinsamkeiten auch schon erschöpft.“

„Sie vergeuden Ihre Zeit, Monsieur. Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen. Das ist meine Antwort. Ich bitte Sie daher, zu schweigen, bis wir ankommen.“

Mittal zieht einen Aktenordner aus seinem Lederkoffer und beginnt darin zu blättern.

Der Journalist beobachtet schweigend, wie die Autos vorbeiziehen, die Hochspannungsmasten, die Straßenschilder. Alles, was nicht

aus Beton oder Plastik besteht, beinhaltet zwangsläufig Eisen. Tonnen von Stahl. Asiatische Autos, amerikanische Autos, europäische Autos. All dieses Metall will schließlich irgendwo gekauft werden. Viel Konkurrenz bleibt nicht mehr. Egal welche Automarke, der Stahl kommt aus denselben Fabriken.

„Monsieur Mittal, Sie haben mich sehr höflich aufgefordert zu schweigen, aber ich lasse mir von Ihnen keine Befehle erteilen. Sie sind nicht mein Boss, auch wenn das für Sie schwer zu verstehen ist.“ Der Journalist lacht herzlich. „Selbst ein so langer Arm wie Ihrer kann uns nichts anhaben. Raymond und ich arbeiten nicht für die Presse. Um die Wahrheit zu sagen, sind wir nicht einmal fest angestellt. Deshalb entscheiden wir selbst, wozu wir Lust haben, wohin wir fahren und welche Fragen wir stellen.“

Das hat gegessen.

Mittal sieht auf die Uhr, beugt sich vor, um sein Handy vom Beifahrersitz zu nehmen.

„Suchen Sie Ihr Telefon?“, fährt der falsche Journalist fort. „Das haben wir gleich.“ Er nimmt das Handy in die eine Hand, angelt unter dem Sitz eine Zange hervor und zerquetscht entschlossen zunächst die Tastatur und dann den Bildschirm.

Das Geräusch von splitterndem Plastik lässt nicht den geringsten Zweifel: Die Zerstörung ist irreversibel.

„Rechnen Sie nicht damit, dass ich Ihnen den Schaden ersetze, das kann ich mir nicht leisten. Ich nehme an, Sie hoffen, dass ich Ihr Satellitentelefon vergesse, aber da kennen Sie mich schlecht.“

Das zweite Telefon ereilt das gleiche Schicksal.

„Sehen Sie, Monsieur Mittal, es gibt keinen Anlass, um Hilfe zu rufen oder einen Fluchtversuch zu starten. Wir sind jetzt einfach als Menschen unter uns, mit gleichen Waffen. Sie werden auf Ihre Verstärkung und Ihre Kavallerie verzichten müssen. Wir regeln unsere Angelegenheiten unter Männern, einfach und sauber.“

Der Inder dreht sich um, in der Hoffnung, die beruhigende Silhouette des gepanzerten Jeeps durch die Heckscheibe zu erblicken, vergeblich.

3

Die Fahrt zieht sich. Über eine Stunde dauert die angespannte Stille nun schon.

Seit er begriffen hat, dass sie die Bodyguards abgehängt haben und keine Hoffnung besteht, dass sie wieder auftauchen, hat der Boss von Arcelor-Mittal kein Wort mehr gesagt. Er hat vergeblich versucht, die Tür zu öffnen. Die Kindersicherung hält ihn auf dem Rücksitz des Wagens gefangen. Soll er einen Aufstand wagen? Dem Fahrer einen Fuß in den Nacken und dem Journalisten die Faust ins Gesicht rammen? Viel mehr als einen Autounfall würde er dadurch nicht provozieren.

Sie rollen über Straßen, die Mittal nicht kennt, dann biegt der Wagen in eine Privateinfahrt und hält vor einer dunkelgrün gestrichenen, doppelflügeligen Garagentür. Der Journalist steigt aus,

öffnet die Garage, und Raymond parkt den Renault *Espace* neben einen nicht mehr ganz neuen beigefarbenen Wohnwagen.

Der Journalist öffnet Mittal die Tür. „Wir sind da“, verkündet er. „Steigen Sie aus und machen Sie es sich im Wohnwagen gemütlich. Es kann gut sein, dass Sie hier noch ein Weilchen hier bleiben.“

Raymond steigt auch aus und betritt den Wohnwagen. Die Einrichtung ist klassisch, deutsches Modell aus den 80ern, eine Schlafecockpit vorne rechts, ein Tisch und eine orangefarbene Sitzbank am Fenster links. Als er klein war, hatte Raymond das gleiche Modell als Playmobil-Ausgabe, mit einer Markise, die zwar farblich zu den Sitzbänken passte, sich aber nicht richtig bedienen ließ.

Damals hieß er noch nicht Raymond. Der Stahlindustrie ging es schon schlecht, aber man war noch nicht gezwungen, einen Firmenchef zu entführen, um bis zum Monatsende über die Runden zu kommen, und sich ein Pseudonym zuzulegen, um nicht erkannt zu werden. Wenn man damals ein hohes Tier entführte, dann aus rein politischen Gründen.

Raymond beugt sich prüfend vor: Tatsächlich, den Tisch kann man einklappen, und die Sitzbank lässt sich in ein Doppelbett umwandeln. Er schmunkelt. Die deutschen Ingenieure haben damals ganze Arbeit geleistet.

Während der Journalist, der keiner ist, den Kopf auf die Sitzbank drückt, kehrt Raymond zum Auto zurück, um eine Flasche Alkohol und drei Gläser zu holen.

„Das ist *Pékèt*, ein Genever“, erklärt der Pseudo-Journalist, als sein Kollege zurückkommt. „Wacholderschnaps. Zweiundvierzig Pro-

zent und ein Nachgeschmack nach Stahlbecken. Das trank man auf der Zeche oder bei Beerdigungen, um zu vergessen, dass man sowieso eines Tages dran ist: Lungenprobleme, Bergsturz oder Schlagwetter. Damit hat man sich auch an Festtagen betrunken, bevor der Geldbeutel leer war. Die Tradition hat man hier in den Stahlwerken beibehalten. Die Vorschriften verbieten es zu trinken, bevor man auf seinen Posten geht, also schmuggelt man ein paar Bier hinein, das ist kein Trinken, nur zum Durstlöschen, es ist heiß in den Schächten. Aber auf Beerdigungen und Festen trinkt man immer noch *Pékèt*.“

Mittal verzieht keine Miene. Er schaut mit leerem Blick auf seine sorgfältig manikürten Fingernägel, überprüft, ob seine Manschettenknöpfe noch da sind, sieht auf die Uhr. Er tastet nach seinem Geldbeutel, der noch in der Brusttasche vom Sakko steckt, erleichtert spürt er das Gewicht, zwei Fingerbreit von seinem Herzen entfernt. Aber was haben sie mit seiner Aktentasche gemacht?

„Trinken Sie“, rät ihm der Fahrer. „Das wird Ihnen guttun, der Wohnwagen hat keine Heizung.“

„Geh du mal besser den Wagen umparken“, sagt der Pseudo-Journalist.

„Bin schon weg.“

Raymond kippt das Schnapsglas in einem Zug und steigt aus dem Wohnwagen. Man hört, wie er das Garagentor öffnet, den Wagen anlässt und hinausfährt, dann das Garagentor zweimal hinter sich abschließt. Das Motorgeräusch entfernt sich, es wird wieder still. Die beiden Männer sitzen schweigend da. Ihre Kleider dünsten

einen leichten Geruch nach feuchtem Stoff und chemischer Farbe aus. Der Journalist schenkt Alkohol nach, reicht dem Unternehmer eines der Gläser.

In unmittelbarer Nähe bimmelt eine müde Kirchenglocke.

„Daran wirst du dich gewöhnen müssen, Boss. Du pennst unter einer Kirche. Bevor du hier wieder rauskommst, kennst du die Gottesdienstzeiten auswendig.“

*

Du wirst nicht hingehen. Nicht heute. Du wirst blau machen, abhauen, dir endlich den Traum erfüllen, den du seit Jahren hinter Bierbauch und Hüftspeck hegst. Du wirst allen sagen, sie können dich mal, du wirst dein eigenes Büro haben. Privat. Privatdetektiv. Du wirst eine Filiale nach der anderen eröffnen, von der Stahlwalze zur Telefonwanze, Liebhaber im Morgenrot mit dem Teleobjektiv jagen, Ausreißer aus gutem Hause einfangen, entlaufene Hunde zurück zu ihren aufgelösten Frauchen bringen. Privatdetektiv, der Rächer der modernen Zeiten. Du wirst in das Büro des Vorarbeiters gehen, vorbei an der Stechuhr, und es ihm direkt ins Gesicht sagen: Ich gehe, ich will meinen Lohn und meine Papiere, ich mach mein eigenes Ding. Heute Morgen ist der richtige Tag dafür, das spürst du. Wie jeden Morgen seit Jahren. Du musst diesen verdammten Job an den Nagel hängen, du hast noch nicht einmal fünfzig Jahre auf dem Buckel und bist schon dazu verurteilt, in der Hölle zu schmoren. Du drückst die Metalltür oben an der Treppe auf, begrüßt

den Wachmann, nimmst wie jeden Morgen deine Stempelkarte, gehst zur Maschine, schaust auf die Wanduhr mit ihren alten Zeigern, solide Mechanik, die so viele Jahre in so feindlicher Umgebung überdauert hat, alles ist voller Staub, Hitze, jedes Mal Durchzug, wenn einer reinkommt oder rausgeht. Aber die Hölle ist es doch nicht, denn nach jeder Pause stempelst du wieder, gemeinsam mit den anderen, es ist nur der Maschinenraum der Hölle, ihr harter, erbarmungsloser Kern, hier schuftet man sich kaputt und schwitzt, hier brütet man Eisendraht aus, Hand in Hand, im Team, so, wie man eine Festung gegen den Feind verteidigt, jeder auf seinem Posten, jeder führt Befehle aus, nur dass der Feind hier im Inneren sitzt, der Feind, das ist die Arbeit selbst, du weißt das, auch wenn Manu dir auf die Schulter klopft, bevor du die Maschine anwirfst, auch wenn er dir sagt, es gibt wichtige Neuigkeiten, heute Nacht waren in der Pause Typen von der Gewerkschaft hier, sie kommen gleich noch mal, auch wenn er dir sagt, dass es zum Himmel stinkt und dass die Regierung bestimmt den Schwanz einzieht vor dem Inder. Du weißt, dass es in Wirklichkeit anders aussieht, jede Minute, die du hier verbringst, ist eine Tortur, das Einzige, was dich tröstet, ist, dass das Treffen mit der Gewerkschaft die Pause um ein paar Minuten verlängern wird, das ist mal eine gute Nachricht. Also machst du dich an die Arbeit.

*

„Wie viel wollen Sie?“

Lakshmi Mittal legt seine Hand auf die des Pseudo-Journalisten. Er sieht dem jungen Mann direkt in die Augen.

„Ich verstehe die Frage nicht, Boss.“

Mittal lächelt. Er verstärkt den Druck seiner Hand. „Sie verstehen mich sehr gut. Sie sind nicht dumm. Alles hat seinen Preis. Wenn Sie mich hierhergebracht haben, dann doch wohl, weil Sie ein Lösegeld wollen. Verhandlungen mit Außenstehenden bringen nichts. Ich bin der Chef. Also, wie viel wollen Sie haben?“

Der junge Mann lächelt. Er füllt die Gläser noch einmal bis zum Rand. Zeigt mit dem Finger auf das Glas des Unternehmers. Schweigend leert dieser es in einem Zug. Der Alkohol brennt in der Kehle. Er wird ihm bald zu Kopf steigen, aber es ist noch zu früh, um das mit Sicherheit zu sagen.

„Das ist eine interessante Frage. Die Presse hat bestätigt, dass Sie der viertreichste Mann der Welt sind. Dabei werden jedoch nur Ihr Bankguthaben, Ihre Aktien und Ihr Vermögen berücksichtigt, ein bisschen abstrakt, das Ganze. Mich interessiert eher, wie viel Sie selbst wert sind. Sie allein. Wie hoch schätzen Sie Ihren Wert für diese Welt?“

Mittal lächelt zuversichtlich. Mit Verhandlungen, kennt er sich aus. Wenn zwei Männer erst einmal verhandeln, gibt es einen Ausweg. Man muss nur zuhören und im richtigen Moment vorschlagen, was der Gesprächspartner erwartet. Das ist die Kunst des Verhandeln. Der eine möchte das, was der andere besitzt, und umgekehrt.

„Sie gehen das Problem verkehrt an, Monsieur“, antwortet er.

„Nennen Sie mich Arschloch, das ist ehrlicher, Mittal. Wenn Sie mich *Monsieur* nennen, klingt das für mich herablassend und nach Schleimerei. Alles nur Schein. Ich denke, Arschloch drückt besser aus, was Sie wirklich denken.“

Nun ist es Mittal, der lächelt. Der Pseudo-Journalist hat nicht unrecht, aber dies zuzugeben kommt nicht in Frage.

„Das kann ich nicht nachvollziehen, Monsieur. Ich bin verärgert, verängstigt, beunruhigt, aber ich empfinde mit Sicherheit keine Verachtung für Sie. Es gehört Mut dazu, sich in ein solches Unterfangen zu stürzen, erst recht ohne Maske, ich habe Respekt vor dieser Art von Temperament. Sie setzen viel aufs Spiel bei diesem Abenteuer. Wenn man Sie schnappt, kommen Sie für mindestens zehn Jahre hinter Gitter ...“

„Von uns beiden riskieren Sie am meisten, Boss. Ein gezielter Schlag mit der Eisenstange, genau hier ...“ Der Entführer streckt seinen Arm aus und berührt Mittal mit dem Zeigefinger an der Schläfe. „... und es ist vorbei mit Ihnen. Glauben Sie etwa, Sie haben sieben Leben? Die Chancen stehen schlecht, als eine der drei Personen, die reicher sind als Sie, wiedergeboren zu werden. Das Risiko, es schlimmer zu erwischen, ist groß. Müllmann in Tiflis oder Minenarbeiter in einem Uranbergwerk in Niger. Sagt Ihnen das zu? Wenn ich Sie wäre, würde ich versuchen zu bewahren, was ich habe. Sie haben viel zu verlieren. Aber wie viel genau? Die Frage bleibt interessant. Also, wie hoch schätzen Sie den Wert dieses Lebens?“

„Das ist, wie gesagt, nicht so einfach. Der Wert einer Ware ist abhängig von dem, der sie kauft. Der Eisenhändler berechnet den Wert Ihrer Art-deco-Lampe nach Gewicht, da zählt nur der gusseiserne Sockel. Der Antiquitätenhändler wird Ihnen einen anderen Preis dafür bieten.“

„Nehmen wir mal an, Sie sind eine alte Lampe und ich bin der Antiquitätenhändler.“

„Sie müssen mir Ihren Preis nennen. Das ist es doch, was ich eben meinte. Der Antiquar bestimmt den Preis, nicht die Lampe.“

„Ich werde Ihnen mal was sagen, das Sie ärgern wird, Mittal. Geld interessiert mich nicht. Wenn es mir um Geld ginge, hätte ich das Thema längst angesprochen.“

Mittal hebt den Kopf und schaut zur Wohnwagendecke. Der Rost der Karosserie hat auf die Innenverkleidung abgefärbt, und der beigefarbene Stoff ist von Zigarettenrauch gelb geworden.

„Ich kann Ihnen weit mehr als Geld anbieten. Arbeit, Geschäfte, Papiere, einen guten Ruf, ich weiß nicht, was Sie interessiert, aber ich bin sicher, dass ich Sie glücklich machen kann.“

„Da bin ich mir auch sicher.“

„Na, sehen Sie!“

„Sonst hätte ich mir nicht so viel Mühe gegeben, Sie in dieses verlassene Loch mitten in Europa zu bringen. Ich hätte weiter mein kleines unspektakuläres Leben gelebt und hätte den Tag irgendwie rumgebracht, bis spätabends zum Erotikprogramm, um mir dann vor dem Fernseher einen runterzuholen.“

„Sie wollen Frauen? In einem Pornofilm mitspielen? Selbst einen drehen? Ein Jahr lang auf einer einsamen Insel verbringen, nur Sie und vier Prostituierte, die dafür bezahlt werden, Ihre erotischen Fantasien zu befriedigen?“

„Ihre Fantasie möchte ich haben!“ Der Pseudo-Journalist schüttelt den Kopf. „Ist es das, was Sie mit Ihrem Geld machen? Sie bezahlen Huren?“

Mittal antwortet nicht. Diese Verhandlungen entwickeln sich nicht gut für ihn. Aber in einer Viertelstunde kann man keinen Friedensvertrag aushandeln. Der junge Mann füllt erneut die Gläser. Mittal will ablehnen, aber er hat wohl keine Wahl. Er kippt sein Glas auf ex und fühlt, wie der Boden unter seinen Füßen nachgibt.